

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Tapfere Herzen [Fortsetzung]
Autor: Zwicky, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574486>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mit hoch aufgewulsteten Haartrachten, die noch überragt werden von Korallen und Schildpattkämmen. Kinder streichen herum. Alles plappert und zischelt und tuschelt durcheinander. Ein Priester hebt im Hintergrund die segnenden Hände, sein Gewand schimmert über der sich neigenden Menge. Und daneben, aus all diesem Wiegen und Wispern, aus diesem grellen Glittertram, dem Gewirr raschender Fächer und blühender Augen steigt in ernsten, einfachen Linien die weiße Gestalt des letzten Staufens heraus, still und schlicht darunter die deutsche Inschrift: „Maximilian, Kronprinz von Bayern, errichtet dieses Denkmal einem Verwandten seines Hauses, dem König Conradin, dem letzten der Hohenstaufen, im Jahre 1847, 14. Mai.“ Und ringsum das weiche Gemurmel des neapolitanischen Volkes...

Raum wird man den Charakter dieses Volkes in eine Formel fassen können. Die Hauptkomponenten jedoch sind wohl seine poetische Anlage und seine reiche Phantasie, die ihm Liebe und Haß, Recht und Unrecht, alle Verhältnisse vergrößern, machen, daß es sie umso intensiver empfindet. Lebhaft und nach Tat drängend, konnte es sich doch politisch nie recht betätigen, also schloß seine überschüssige Kraft in die Halme. Sein angeborener Individualismus anerkannte den Staat im Grunde ja nie, der Staat half ihm auch kaum je richtig, also schaffte er sich Ordnung und Vergeltung auf seine Weise. Auf dieser Basis konnte die Camorra sich entwickeln, die der Staat oft selber zu Hilfe nehmen mußte, wenn er Ordnung schaffen wollte. Wer genau zusieht, wird noch am meisten im Neapolitaner die Elemente wiederfinden, verdorben und in Zersetzung übergegangen, aber doch immer dieselben Elemente, aus denen die Größe der Renaissancezeit sich einst aufgebaut hat. Und das Pitante in seinem Wesen ist der Zusatz von Ueberreiztheit. Etwas „Après nous le déluge“. Etwas Lärmendes. Als ob eine heimliche Angst übertönt werden müsse. Eine Angst, die durch lange Gewohnheit nicht mehr im Bewußtsein freist. Die

man nicht sieht und nicht hört. Die aber doch da ist und alles einhüllt und deren Hauch man leise spüren kann, wenn im Taumel des Festes in blassen Sommernächten das Auge hinübergleitet gen Osten nach dem Horizont—

Um uns Lachen und Luft.

Krachende Böller und Kanonenschläge, lichtgeschaffene Paläste und Zaubergänge, Sprühen und Glühen von Funken und Kugeln aus Raketen und Feuerrädern. Glitzern und Strahlen ringsum: von den Sternen am Himmel durch die phantastischen Lichtalleen der Straßen bis zu den Lämpchen und Delfenzeln, mit denen die Hausierer und Händler ihre Tische und Gestelle geschmückt haben — ein durcheinandergewirbelter Regenbogen, dessen bunte Lichttropfen den weiten Luftraum erfüllen.

Lachende Lust!

Im Hintergrund aber schwarz und starr der Feuerberg, der vor dem Sternenhimmel steht gleich einer düster drohenden Schildwache.

Unheimlich still.

Morgen vielleicht schon schüttelt er sich und donnert und dröhnt, und seine Atemzüge werden feurige Orkane, die ganze Fluren Lebens wahllos niederbrechen; unter dem Wogen seiner Pulse stürzen Städte und Länder zusammen und begraben mitleidlos den Menschen und seine vielgepriesenen Schöpfungen.

Goethe, der berauscht war von Neapel, der es ein Paradies nannte, in dem „jedermann in einer trunkenen Selbstvergessenheit lebe“, fand schon, wie sinneverwirrend dieser ungeheure Gegensatz sich erweise: „Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor.“ Der resignierte Fatalismus des Volkes hier nährt sich nicht zum kleinsten Teil aus dieser Quelle.

Carl Graeser, Neapel.

Tapfere Herzen.

Novelle von Anna Zwick, Zürich.

(Fortsetzung).

Mit einem Ruck wachte Margarete auf. Draußen dämmerte es schon. Statt des grauen Regendunstes lag der warme Lichtschein des erwachenden Sonntags auf Matten und Wäldern, und von ihrem Bette aus sah Margarete bis hinüber nach dem fernen Täälchen, das sie am ersten Tage so sehr bewunderte.

„Gott sei Dank!“ sagte sie laut, noch ehe sie recht zum Bewußtsein gekommen war. Mit einem Satz stand sie am Fenster und schaute auf Elisas Sonnenblumen hinunter, die unverfehrt in ihrer Pracht dastanden. Aber einschlafen wollte sie nicht mehr, und sollte es erst vier Uhr sein. Nur nicht mehr schlafen und träumen! Sie zog die kleine Uhr aus dem Kästchen; es war tatsächlich gerade vier Uhr vorbei. Alles war noch still; aber bald würde es im Hause lebendig werden, denn die Leute waren an die frühen Morgenstunden gewöhnt.

Drüben, jenseits des Tales, lag jetzt ein rosiges Schimmer auf den kahlen Felswänden. Immer heller und glänzender wurde der rosengoldene Schein. Die ganze Kette fing zu leben an unter dem Zauber der verborgenen Feuersglut. Und dann

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Neapolitanisches Fischerboot.

sah Margarete, wie aus einem Sattel hervor die ersten Strahlenpfeile der aufgehenden Sonne emporstießen, wie sie emporwuchsen, sich mehrten, wie mit einem Mal der Sonnenball majestätisch, unendlich prächtig, gleich einem ungeheuern feuer-speienden Luftballon aus der Sattelöffnung heraufstieg und eine Flut von flammendem Licht und Leben über die Gebirgswelt ergoß. Sie atmete auf. Jeder Rest von Schläfrigkeit war verschwunden; ihr Herz jauchzte auf beim Anblick dieses Schauspiel: von Tod und Trauer hatte sie eben geträumt, und da trat ihr wunderbares Leben, Schönheit und Freude entgegen!

Man mußte das Leben nur von der rechten Seite anfassen, das sah sie jetzt. Wozu quälte sie sich denn ab? Wozu ließ sie sich von solch widerwärtigen Gedanken martern? In dieser Morgenfrühe erschien das Leben als etwas Harmonisches, Ein-

Ein frischer Morgenwind blies über das regenschwere Gras hin; aber ringsum begann es zu glänzen und zu schimmern, und als sie sich wandte und nach dem sonnenbeschieneenen Tal schaute, nach den farbenfatten Berghalden und Wäldern jenseits des Tales, war ihr, als blickte sie in eine Märchenwelt voller Reichtum und Schönheit hinein, wo Kampf und Leid unbefamte Gäste sein mußten.

Sie begann, sich nach Blumen umzusehen. Da waren immer noch die großen Wucherblumen mit den freundlichen Gesichtern, die rote Wicke und der goldene Honigflee. Die gehörten dazu, und zwischen hinein schob sie Büschel von feinem Zittergras. Dann kam ein ganzer Hang mit weißen Seidengräsern: soweit sie sehen konnte, nach rechts und nach links, nach unten und oben, eine weiche, weiße Flaumdecke, als hingen



Schafherde in der Umgebung von Neapel.

heitliches; wenn man nur wollte, kam man gewiß recht gut zwischen den Klippen hindurch ...

Rasch kleidete sie sich an. Sie wollte den herrlichen Morgen genießen; einen längeren Gang wollte sie machen, Blumen holen in Fülle, sie für Elisa auf den Frühstückstisch stellen, und auch zum eigenen Vergnügen. Es war nicht ganz leicht, sich geräuschlos davonzumachen; denn die Türen knarrten, und die Stufen der Treppe, die von außen zur Haustüre führte, quiekten. Aber sie lief in den Strümpfen hinunter, schürzte das Kleid hoch und zog die Schuhe erst vor dem Hause an.

Der schmale Wiesenweg führte sie eine Weile eben weiter, an hübschen neuen Holzhäusern vorbei mit Veranden und kleinen Gärten. Einladend und friedvoll sah es da aus; aber freilich waren sie, wie sie gehört, für kranke Mütter und Väter gebaut worden, die hier, wenn es möglich war, noch gesunden sollten. Sie schaute nach den blanken Fenstern mit den weißen Gardinen, und sie nickte den blühenden Pflanzen auf den Fenstergesimsen Grüße zu. Dann stieg ihr Weg bergan.

Hunderttausende von zarten Schneeflocken an schwanken Stengeln, bis sie einmal fortgeblasen wurden. Sie überlegte. Bis zu den Alpenblumen war es zu weit. Vielleicht konnte man mit dem jungen Mann einmal zusammengehen, und für ihren Strauß paktten diese Schneeflocken ganz gut.

So begann sie, die schönsten auszusuchen und stieg dabei allmählich den Hang hinunter, da sie stets wieder schönere und größere erblickte, die weiter unten wuchsen. Unvermerkt kam sie in eine andere Umgebung, auf andere, ihr noch unbefamte Wege. Nun erinnerte sie sich, daß sie ja noch nichts gegessen, und ein tüchtiger Hunger stellte sich bei ihr ein; außerdem fühlte sie, daß ihre Strümpfe ganz naß geworden waren.

Da tauchte bei einer Biegung des Weges in geringer Entfernung die kleine weiße Kirche auf, und auf dem schmalen Weg, der sich durch Wald und Matten aufwärts wand, erblickte sie einen Wanderer, der mit großen Schritten gegangen kam. „Er hat es wohl eilig,“ dachte Margarete, während sie mit der Hand die Augen beschattete, um das Zifferblatt der Turmuhr deut-



Ziegenherde in der Umgebung von Neapel.

licher sehen zu können. Der Zeiger stand auf ungefähr sechs; wenn sie heimkam, war ja wohl das Frühstück bereit. Nach dieser Ueberlegung beschleunigte sie ebenfalls den Schritt und fing an, zum Zeitvertreib ein Lied zu summen. An der Stelle, wo ihr Pfad in den festgetretenen, steinbesäten Weg einmündete, stieß sie fast mit dem Wanderer zusammen. Ein leiser Ruf des Erstaunens entschlüpfte ihren Lippen; auf ihrem Gesicht lag ein freudiger Schreck.

Er hier!

Der Doktor war nicht weniger erstaunt, Margarete in dieser Morgenstunde und allein, mit einem großen Blumenstrauß da drunten zu finden. Mit einem fragenden Lächeln schüttelte er die ausgestreckte Hand, und dann sagte er, diese seine unausgesprochene Frage selbst beantwortend: „So hatten wir heute früh, wie es scheint, den gleichen vernünftigen Gedanken und Wunsch: diesen klaren Sonntagmorgen auszubeuten und das Gold zu holen, das die frühe Morgenstunde im Mund haben soll!“

„Sawohl!“ lachte Margarete hell auf. „Gold habe ich zwar bis jetzt noch nicht gefunden, und ich bin naß und hungrig geworden; aber eine Menge Blumen habe ich. Und dann diese würzige Morgenluft, dieser Duft, dieser Ausblick, Herr Doktor, den man niemals satt bekommt, diese wundervolle Stille, das alles ist ja freilich mehr als Gold und Silber! Und zu alledem...“ Doch diesen Satz beendigte sie nicht, sondern sie verbesserte sich rasch: „Dabei stelle ich mir vor, wie Lieschen höchst erstaunt sein wird, auf dem Tisch einen frischen Strauß zu finden!“

„Ja, das wird sie,“ sagte Martin wieder ernst und nachdenklich. Sie schaute an ihm vorbei nach den strahlenden Bergspitzen und streifte ihn mit einem fast scheuen Seitenblick. „Aber natürlich ist dies gar nichts im Vergleich zu der großen Ueber-raschung, die ihr jetzt bevorsteht! Das wird ein Jubel sein!“

„Ich hoffe sie wieder wohler anzutreffen,“ erwiderte er. „Ich bin überzeugt, daß sie von ihrer Schwester ausgezeichnet gepflegt worden ist. Die beste Arznei für Elisa ist Freude und Zuversicht, und wiederum Freude!“ Er schwieg einen Augenblick. Er nahm den Strohhut ab und strich die Haare zurück. Im raschen Lauf hatte er sich erhitzt, und er war froh, den Morgenwind über sein Gesicht hinwegstreichen zu lassen. „Glauben Sie nicht,“ fragte er dann, „daß übrigens jeder Mensch der Freude bedarf, sogar sehr notwendig bedarf?“

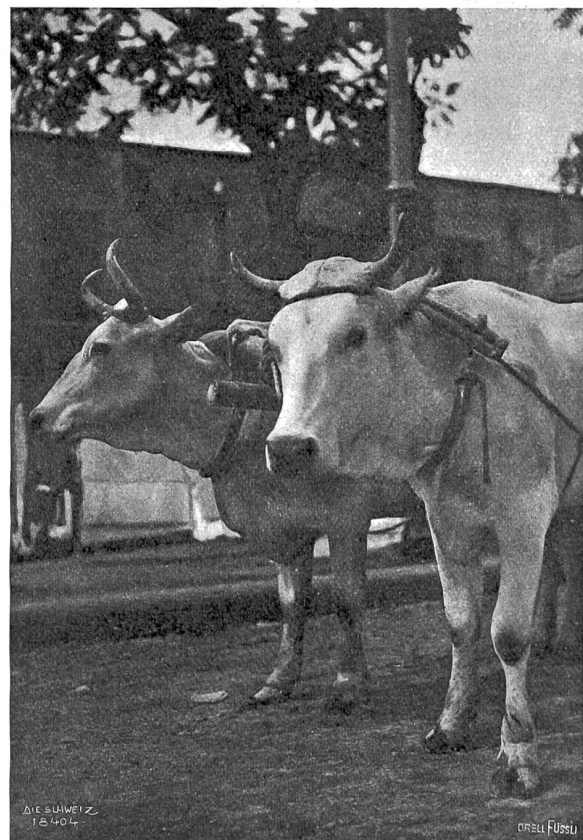
Gewiß, damit war Margarete einverstanden. Dagegen

dachten ja die Menschen so sehr verschieden von diesem Bedürfnis. Viele, ja die Mehrzahl der Menschen, verwechselten die Freude mit dem Genuß, dem Wohlleben oder der Erfüllung äußerlicher, ganz materieller Wünsche, während zum Beispiel Elisa die Lebensbedürfnisse ganz von der innerlichen Seite ansah und zu stillen suchte.

„Und wie definieren Sie selbst diesen Begriff?“ warf er ein und sah sie dabei neugierig an, als läge ihm viel an ihrer Erklärung.

Als sie seinem Blicke begegnete, wurde sie rot. Sie kam sich in diesem Augenblick vor wie ein Schulmädchen, das dem Lehrer eine gute Antwort zu geben wünscht, und der Doktor wuchs neben ihr und erwartete gewiß, daß sie längst geformte Gedanken logisch und klar zum Ausdruck bringen würde, wie es sich für eine Er-

zieherin geziemte. Doch all das, was an diesem Morgen ihre Seele empfangen und getrunken an Freude und Schönheit, kam ihr zu Hilfe. „Ich meine,“ erwiderte sie, auf ihren Strauß blickend, „ich glaube, daß zur wirklichen Freude all das gehört, was den äußeren und den inneren Menschen mit Ruhe, Zufriedenheit und Wohlbehagen sättigt — und was dazu hilft, die Pflichten besser zu erfüllen, Unangenehmes



Ochsengepann in Neapel.

oder Schweres leichter zu ertragen. Dazu zähle ich, was Auge und Ohr an Schönheit, Licht und Wohlklängen, die Seele an Güte, Freundlichkeit und Wohlwollen zu ihrer Sättigung aufzunehmen vermögen.“

Der Doktor hatte sie angehört, ohne ihre Rede zu unterbrechen. „Wohl,“ antwortete er und blieb stehen, „unsere Begriffe sind nahe verwandt; aber nach meiner Ansicht bedürfen manche Menschen der verkörperten Freude, des verkörperten Sonnenscheins, um sich mit den Widerwärtigkeiten dieses Lebens abzufinden; ohne sie aber würde das Leben unerträglich für sie sein.“

Zur Erde blickend, ging Margarete mit leichten Schritten an seiner Seite weiter. Ihr war seltsam zumute. Ein verkörperter Sonnenschein! Elisa hatte er schon sein Dornröschen genannt, zu dem man sich durch Dornenhecken durcharbeiten mußte. Das aber war ein anderer Gedanke: ein Sonnenscheinmensch, der immerfort strahlt und sich freut, dabei auch andere mit seiner Freude glücklich macht. Ob er sagen wollte, daß er selbst einen solchen für das langweilige Fabrikleben auf den Weg brauchte und wünschte? Neben seinem Dornröschen, natürlich. . .

„Die Trübsinnsmenschen mögen sich nach solchen Genossen sehnen,“ erwiderte sie zögernd; „diejenigen, die ich näher kenne, sind aber ausnahmslos selbst verkörperter Sonnenschein. . . und deshalb verstehe ich Ihren Gedanken nur der Theorie nach.“ Als sie dies ausgesprochen, kam sie sich unwahrhaftig vor; denn mitten im Satz war ihr eingefallen, was Helene von ihrem Bruder gesagt. War es nicht so, daß sie aus Martins Mund eine Bestätigung dessen zu hören wünschte, was sie schon wußte und was sie mit jenem fragenden, geheimen Empfinden in ihrer Seele verband? Sie wagte nicht, ihn anzusehen, und voller Unruhe suchte sie nach einem Uebergang zu neuem Gesprächsstoff. Er kam ihr aber zu Hilfe in seiner offenen Art, die sie von Anfang an ihm bewundert hatte.

„So zählen Sie beispielsweise wohl mich, Ihren künftigen Schwager, nicht zu Ihren näheren Bekannten!“ Wie ruhig diese Einsprache klang, sie traf Margarete doch wie ein strafender Vorwurf. „Ich bitte um Verzeihung,“ sagte sie halb verlegen, halb scherzend.

Eine Weile gingen sie schweigend weiter. Junge Leute kamen ihnen entgegen mit großen Alpenrosenbüscheln, und dann begegneten ihnen allerlei Fremde, die ihre Morgengänge machten. Bald winkte von der Höhe das braune Haus mit den langen Fensterreihen und den blühenden Geranien und Nelken an Elisas Fenstern. Sie verlangsamten den Schritt auf dem steil emporführenden Pfad. Möglicherweise liege noch das ganze Haus im Schlaf, meinte Martin, da brauche man sich nicht zu beeilen. Darüber freute sie sich; denn wundervoll war dieser Morgengang. Man fühlte sich so sicher und ruhig mit einem Weggenossen, wie der Doktor es war, und in seiner Gegenwart wuchs das Verlangen nach allem Guten und Wahren, das man zu erstreben begehrte. Als eine reiche Morgengabe betrachtete sie deshalb das unerwartete Zusammentreffen.

Er wollte nun von ihr hören, wie sie sich die Ueberraschung droben dachte: ob sie vorausgehen und nichts von seinem Kommen erwähnen wollte oder ob sie beide plötzlich auf der Schwelle erscheinen sollten, sobald die Hauswirtin Elisa zum Morgenbrot rufen würde. Ein leises, aber klares Widerstreben machte sich bei Margarete gegen diesen zweiten Vorschlag geltend. So hübsch dieses Erscheinen auf der Schwelle auch sein mochte, es würde auf ihrer Seite etwas Anmaßendes und Verlegendes für Elisa darin liegen. Daher sagte sie schnell: „Ich werde als Herold vorangehen und ihr melden, daß eine verkörperte Freude bei ihr Einklehr halte, wenn sie mir verspreche, den ganzen Tag heiter und zuversichtlich zu sein und sich über nichts, aber auch gar nichts, nutzlose Vorwürfe zu machen.“

Lachend erhob der Doktor den Finger: „Das nenne ich boshaft sein!“ Dann aber bot er ihr die Hand und sagte: „So machen Sie Ihre Sache gut, und a rivederci!“

Sie fing zu laufen an. Droben am Wiesenpfad begegnete ihr zuerst die weiße Ziege, die sich das Morgenbrot abrumpfte. Sie hatte immer noch einen leisen Groll gegen die Ziege, und sie machte eine drohende Bewegung mit dem großen Blumenstrauß, sodaß das Tier davonsprang und die Glocke an seinem Halsband unwirsch zu schellen anfang. Es mäkelte den Kindern entgegen, die auf der Holztreppe erschienen, sonntäglich gekämmt und gewaschen, barfüßig, mit großen Stücken Brot, von denen sie soviel herunterbissen, als der Mund zur Not fassen konnte. Mit vollem Mund rief das Schulmädchen dem Fräulein den Morgengruß zu und kam herbeigelaufen, während der kleine Junge ruhig stehen blieb und Margarete mit großen Augen unverwandt betrachtete. Sie strich ihm mit der Hand über den flachshaarigen Kopf und sagte: „Grüß' dich, grüß' dich, Peterlein!“ Es sollten alle einen Anteil haben an ihrer Morgenfreude.

Und dann kam die Hauswirtin von der Küche her. Sie trug einen großen Topf voll dampfender Milch und fischte eben ein paar Fliegen mit der Hand heraus. Darauf wuschte sie die Hand an der Schürze ab und wünschte dem Fräulein einen guten Tag. Herrje, seit wann wuchsen denn wohl solche Sträucher vor dem Haus? Ihr gutmütiges Lachen verschönte das wettergebräunte, von scharfen Linien durchzogene Gesicht, das heute fast jugendlich aussah. Sie habe in der Morgenfrühe etwas gehört auf den Stiegen und habe gedacht, es müsse der Walter sein, dem es im Bett zu langweilig geworden. „Unser Fräulein Lieseli ist auch schon auf und davon mit ihm, dem Bergfex. Sie sind beide mächtig auf die Blumen und Kräuter, mehr fast noch als die Geiß; aber sie dürften nun auch zurück sein, spät wie es schon ist!“ Als die Frau von des Doktors Ankunft hörte, ging sie an den Wandschrank, nahm das Honnigglas und einen Ziegerstod heraus und stellte sie auf den Tisch. Auch eine große geblümte Tasse, die sie eigens für ihn angeschafft hatte, stellte sie hin.

Margarete war in ihre Kammer gegangen, um die Haare in Ordnung zu bringen. Bei der Rückkunft fand sie Martin in der Stube auf und ab gehend. Um seinen Mund lag ein Zug leiser Verstimmung und Ungeduld, so schien es ihr, und sie begann Elisa zu entschuldigen. Sie konnte ja natürlich nichts wissen von seinem geplanten Besuch, und der Morgen war ganz außergewöhnlich schön und einladend. . . Dennoch war es unklug von Elisa, in das regentriefende Gras hinauszugehen, da sie sich doch von der letzten Erkältung noch nicht ganz erholt hatte. Er konnte nicht begreifen, daß sie sich von dem jungen Mann dazu verleiten ließ. Und er blieb am Fenster stehen und sah recht unzufrieden aus.

Mit scheuem Erstaunen blickte Margarete nach ihm. Solchen Mißmut hatte sie ja bis jetzt noch nicht am Doktor gefannt. War es am Ende gar die Eifersucht, die Elisa ganz und gar für sich zu reservieren wünschte? Auch mit der geplanten Ueberraschung war es jetzt vorbei. In die Küche oder gar nach dem ungeschönen Plag hinter dem Hause konnte sie ihn doch nicht schicken. Es gab nichts Besseres, als daß sie sich setzten und zu essen angingen. Daß Elisa sich Vorwürfe machen würde, wußte sie im vorneherein, und sie wollte ihr an die Seite stehen; das wollte sie!

Eine Entschlossenheit kam über sie, die sie selbst überraschte. Man mußte nun alles tun, um Martin wieder zufrieden zu stellen. Er hatte sich schweigend zu Tische gesetzt; doch sie begann zu plaudern und zu erzählen, sodaß es ihr bald gelang, seinen Mißmut zu überwinden. Während sie plauderte ihm die Wartezeit kürzte, beschäftigte sie der Gedanke an eine Trübung des gegenseitigen Vertrauens zwischen den beiden Verlobten, und dieser Gedanke zog sie ab von ihren eigenen Wünschen. In hohem Grade empfindsam, wie Elisa es war, würde sie den ganzen Tag unter dem Eindruck einer kühlen Begegnung leiden, und das durfte nicht sein. So begann sie ihm davon zu reden, wie Lieschen in den Tagen der Einsamkeit stets in Gedanken bei ihm verweilte, wie sie die Wochen und die Tage zählte, die



Abendstimmung beim Kloster Fahr.
Nach photographischer Aufnahme von Alfred Ryffel, Bülrich.

sie noch von ihm trennten, daß überhaupt all ihr Denken, Hoffen und Wünschen ihm galt. Diese Fürsprache machte sie innerlich ruhig und froh. Ihr schien, daß sie auf eine Weile die objektive Beschauerin war, die nichts zu tun hatte, als das Gleichgewicht zwischen den andern herzustellen, eine Unbeteiligte, die dem innern Zwiespalt entronnen war. Sie empfand in diesen Augenblicken die reine Freude der von sich selbst Erlösten und die Freude, ihrem Begleiter über Verstimmtheit und Vorurteil hinweggeholfen zu haben. Von ihrem Plaze aus sah sie dann, wie die beiden auf das Haus zukamen, mit großen Blumensträußen in den Händen. Vor dem Haus stand auch schon die Hauswirtin. „Ihr seid mir eine Schöne, so ohne ein Wort davonzulaufen!“ rief sie laut. „Da wird wohl er die Schuld daran tragen! Und wenn Ihr erst wüßtet, wer kommen wollte!“

„Kommen wollte?“ wiederholte Elisa ungläubig und eilte die Treppe hinauf. „Wollte, haben Sie gesagt?“

In der Stube saß Margarete beim Kaffee. Sie war allein, und auf dem Tische stand ihr Blumenstrauß. Sie versuchte zu lächeln und zu schweigen, bis sie gefragt würde; aber die erregten Züge der Schwester verrieten soviel Unruhe, daß sie sich anders besann. Nachdem sie Walter den Morgengruß zugenickt, ging sie und öffnete die Türe des anstoßenden Zimmers. Da wußte Elisa, daß Martin auf sie wartete. Sie flog auf ihn zu, schlang die Arme um ihn und küßte ihn ungestüm.

Sie hatte, gerade wie Grete, den Frühstückstisch schmücken wollen. Der helle Sonnenschein hatte sie hinausgelockt, und — nein, Leichtsinns oder Unvorsichtigkeit war es nicht gewesen, er durfte ganz ruhig sein. Nun galten alle die Blumen ihm, dem lieben, lieben Gast, auch Walters natürlich und Margareten's Strauß. Martin gab sich zufrieden. Er zog ein paar Bergig-meinnicht aus ihrem Gürtel und steckte sie sich ins Knopfloch. Er küßte ihre beiden Augen und führte sie hinaus.

Walter hatte sich zurückgezogen. Wie gut sie zusammenpassen! sagte sich Margarete, als die beiden wieder vor ihr standen. Wie gut wird er für sein Frauchen sorgen! Aber energisch schob sie ihr eigenes Blumenglas beiseite, um für das andere Plaz zu machen, und energisch ihre Gedanken zügelnd, fing sie über dies und jenes zu scherzen an. Sie wollte dem Vorfaß, den sie in der Frühe gefaßt, unbedingt treu bleiben. Sie fragte nach Helene und sprach von der vielen Näharbeit, die drunten während der nächsten Wochen noch getan werden mußte. Sie freute sich darauf; denn es sei schöne, freudvolle Arbeit, und man konnte seine guten Wünsche für die künftige Hausherrin mit hineinnähen. Einmal, wie Martin ihr freundlich zunickte, als wollte er ihr für die Anteilnahme danken, fühlte Margarete, wie das heiße Blut ihr bis in die Schläfen stieg, und sie streckte rasch die Hand nach dem Brotteller aus, um ihn der Schwester zu reichen...

(Schluß folgt).

Ein Gedenkblatt.

Mit drei Bildnissen.

In einem Nachmittage im Beginn des Sommersemesters durfte ich mit Professor Rahm vom gastlichen Hause seines Veters und Intimus Professor Meyer von Konau den Weg ins Kolleg machen. Er sprach mit Freude von dem kunsthistorischen Praktikum dieses Semesters, für das er diesmal wieder das Kloster Wettingen in Aussicht genommen hatte. Wie er es liebte, sein Wettingen, wie er überhaupt seine vertrauten Stätten heimatlicher Schätze zu lieben wußte, muß, wer es nicht aus köstlicher Erinnerung weiß, in seinen „Kunst- und Wanderstudien“ und in seinen Zeichnungen („Stizzen und Studien“) nachlesen. Und wie nach dem Entdecken und Aufnehmen seine zweite Freude an allem Schönen die war, sie andern und besonders den Jungen mitzuteilen, jugendlich begeistert und begeisternd als Lehrer vom Katheder, liebevoll und intim als Führer am Ort, immer Leben, Anregung, Wissen in Person, so war ihm das Refrutieren für diese Samstag-nachmittage des Sommersemesters eine herzliche Lust. Ich wußte, wie unerbittlich er war punkto Zeichnen, wie es ihm A und O bedeutete und die Einrede, man könne nicht zeichnen, als Ausrede behandelt wurde, und ich stand Tantalusqualen aus bei seiner hinreißenden Schilderung dieser Expeditionen, meiner Unfähigkeit und Unwürdigkeit wohlbewußt und mutlos vor seinen Aufmunterungen, es zu versuchen. „Kommen Sie,“ gebot er schließlich, „ich werde Sie schon zu beschäftigen wissen!“ Und fügte noch einen suggestiven Hinweis auf die Vergnüglichkeit des zweiten Aktes im Klosterwirtschause bei, der in einem verheißungsvollen Hymnus auf dessen Käs gipfelte.

Welch unvergleichlich reizvolle Erinnerung, diese Klosterfahrten! Schon im Zug wurde gezeichnet, im Flug Erhaschtes oder auch das Gegenüber oder ein ahnungsloses Opfer. Der Meister vor allen: immer auf dem Anstand, am Fenster oder in launigen Karikaturen mit den Funken der Eingebung spielend. Wie schnell das Wettingen immer da war! Im Handum hatte jeder seine Arbeit, zu zeichnen oder zu schreiben, in jeder Postur, was immer man auf sich selbst gestellt mit dem zugewiesenen Gegenstand anzufangen wußte. Ein lustig Volk, in alle Winkel der traumlich weißevollen Räume sich verkerend, suchend, stöbernd. Und wenn dann alle emsig dran: die schöne Stille über dem Gärtlein im Kreuzgang, das geheimnisvoll tuschelnde, huschende Echo aus Schiff und Kapelle, von Chor

und Lettner. Der durfte sich der stolzen Renaissance des Chor-gestühles hingeben, der nahm mit nassem Löschpapier die zarten Abdrücke von dem steinernen Wappen der Grabsteine und Sarkophage. Dem künftigen Baumeister gab er die Grundrisse und Architekturen aus des Klosters verschiedenen Lebensaltern zu erlesen. Aber der glorreiche Scheibenschlag im Kreuzgang war es, da wohl ein halbes Duzend aufgeboten wurde. Und hab ich nicht zeichnen, so hab ich doch schauen gelernt. Wie oft in den Kirchen Frankreichs, in den Galerien von Holland und Florenz und vor den Reliefs der Antike hab ich dankbar des Meisters Rahm gedacht, der auf seinem Rundgang, wenn er Rechenschaft zu fordern kam, mich verdunkte mit der Belehrung, daß ich noch nicht die Hälfte gesehen hatte. Kein besseres Lernobjekt zum Sehen als das Glasgemälde mit seinen Gestalten, Architekturen, Landschaften, Schilderungen, Erzählungen, seinen Symbolen, Ornamenten, Wappen, Allegorien, seinen Etagen und Winkeln, seinen Tiefen und Kulissen, seinen Ecken und Füllungen. So warm die Freude an der Arbeit, so groß war dann aber auch das Behagen, wenn er seine Schar zusammen-trommeln kam, kühlem Trunk und zwangloser Unterhaltung die letzte Stunde vor dem Zug zu widmen. Unser zwei, drei pflügten in Dietikon mit dem Meister auszustiegen, um durch den Wald ein anderes Limmatkloster zu gewinnen, nach der Pracht von Wettingen das Idyll, die Fische zu essen unter den alten Rußbäumen der Nonnen im Fahr, von wo dann er zu seinem nahen Sommerstiz, der Waid, hinauffstieg.

So haben wir im Brestenberg Quartier bezogen zur Aufnahme von Hallwyl, so haben wir in den köstlichen st. gallisch-äbtischen Gemächern jenes andern, bescheidenern Wasserhorstes, des thurgauischen Schloßchens Hagenwil, genächtigt. Andere Ausflüge, nach Münster, Stein am Rhein, nach Käfels in's Freuler'sche Palais usw. verdanken wir wenigstens seiner Inspiration. Wo einer etwa glaubte in jugendlicher Eifererung über die Schatten im Schweizerland die Heimat mit weniger Freude lieben zu müssen, dem schenkte sie Rahm von einer neuen Seite: zum Lieben. Er entdeckte ihm die heimatlichen Kunstschätze, zeigte ihm, daß nicht die hotelgekrönten Firne allein des Landes Schönheit, noch die Kriegstrophäen- und Ruhmestitel der einzige Reichtum seiner Vergangenheit seien.

Ja: die kunsthistorische Entdeckung der Heimat. Als der